

Obdachlosigkeit – Ortlosigkeit – Orientierungslosigkeit

Auf einen Espresso mit dem Regisseur Burhan Qurbani zur Atmosphäre von Bibliotheken

Wir schreiben die 20er-Jahre und stecken mitten in einer globalen Krise. Es herrscht ein Virus, der Beginn einer Wirtschaftskrise, der Rechtsextremismus erstarkt. Viele erleben einen persönlichen Identitätsverlust. Sprechen wir von den 1920er- oder den 2020er-Jahren? Die Verfilmungen des Romans »Berlin Alexanderplatz« aus dem Jahr 1931, mit Heinrich George als Franz Biberkopf oder die Miniserie aus dem Jahre 1980 von Rainer Werner Fassbinder mit Günter Lamprecht als Franz Biberkopf kennen wir, sie spiegeln dieses Bild der 1920er-Jahre. Nun hat der Regisseur Burhan Qurbani aus Döblins »Franz« den »Francis« der Gegenwart gemacht, einen Geflüchteten aus Guinea-Bissau. Dieser möchte ebenfalls zu einem guten Menschen werden und wird damit nicht fertig. Bereits in Qurbanis früheren Filmen »Vögel ohne Beine«, »Illusion«, »Shahada«, »Krieger ohne Feind« und »Wir sind jung. Wir sind stark« geht es um verschiedene Randgruppen unserer Gesellschaft. Mit der Filmadaption »Berlin Alexanderplatz« hat er Döblins fast 100 Jahre alten Roman in die Gegenwart versetzt. Wie in Döblins Jahrhundertroman zeigt dieser Film, der nun als DVD erscheint, ein Großstadtleben, in dem es schwierig ist Fuß zu fassen. Es geht um Auswege aus der geistigen und körperlichen Obdachlosigkeit zwischen Identitätsverlust und Identitätssuche – zwischen Heimatlosigkeit und Wohnungslosigkeit.



Auf einen Espresso mit Burhan Qurbani.

Dirk Wissen: Herr Qurbani, wir stehen hier in einem etwa hundert Jahre alten stuckverziertem Berliner Hauseingang. Ähnlich beginnt die Geschichte vom Franz Biberkopf, nachdem dieser aus dem Tegeler Gefängnis entlassen wurde. Er ist arbeits-, orientierungs- und wohnungslos. Was hat Sie an diesem fast 100 Jahre alten Stoff interessiert?

Burhan Qurbani: Ich bin mit diesem Roman quasi groß geworden, da ich dieses Buch schon früh – mit 16 oder 17 Jahren – erstmals in der Schule in meinem Deutsch-LK lesen musste. Damals bin ich grandios an dem Ding gescheitert, denn ich hatte alles andere im Kopf, als mich mit Döblins Sprache zu quälen und dieser Lebenswelt, den 1920er-Jahren, die er beschreibt, auseinanderzusetzen. Und dann war es am Ende auch noch mein Abiturthema und ich bin damit komplett gegen die Wand gefahren. Ich habe zwar nicht mein Abitur in den Sand gesetzt, doch hätte ich ein viel besseres Abi haben können, mit dem ich, wie Döblin, eigentlich Mediziner werden wollte, was aber mit meinem Notendurchschnitt nicht möglich war. Ich habe den Roman dann irgendwie immer die kommenden Jahre mit mir rumgetragen und mich immer wieder in ihn hineingelesen. Das Buch stand also immer bei mir in der Wohnung rum und als ich nach Berlin gezogen bin, habe ich den Roman für mich wieder aufgenommen. Es war zwar kein Stadtführer für mich, aber es war schon sehr interessant, in Berlin zu leben und das zu lesen. Und so wurde der Alexanderplatz und sein Fernsehturm zu einem Orientierungspunkt für mich. Der Alexanderplatz ist für mich ein Ort, der Faszination ausübt, gegenüber meinem eigenen Mut, alleine nach Berlin zu ziehen. Und der Fernsehturm gab mir immer wieder Orientierung, wenn ich verloren war in dieser Stadt. Ich wusste, da ist Berlin-Mitte, da herum bewege ich mich.



Neue Welt an der Hasenheide, Berlin

Biberkopf wandelt orientierungslos durch Berlin zwischen »Neue Welt« und »Unterwelt«. In wieweit helfen Ihnen Bibliotheken zur Orientierung weiter?

Als Jugendlicher habe ich viel mehr Zeit in Bibliotheken verbracht, als beispielsweise auf Partys oder irgendwelchen anderen Veranstaltungen. Ich war viel in Scharnhausen in der Stadtbibliothek und habe dort ziemlich viel Zeit verbracht. Das war damals ein altes Holzhaus, in dem es wirklich auch die ganze Zeit geknarrt hat. Dadurch hatte diese Bibliothek eine ganz heimelige Atmosphäre. Die Bibliothekarinnen und Bibliothekare waren immer sehr, sehr geduldig mit mir. Und da ich ein Kind ohne Freunde war, hatte ich mir die Bibliothekarinnen und Bibliothekare als meine Freunde ausgesucht. Die habe ich mir immer wieder geschnappt, um sie zu allem auszufragen. Ich habe Bücher nach vorne geholt und mit ihnen diskutiert, ob das etwas ist, was ich lesen sollte und sie immer wieder gefragt, was das überhaupt für ein Buch ist. Und in der Bibliothek von Leinfelden-Echterdingen damals, so zwischen den Jahren 1995 und 2000, da gab es ganz junge Bibliothekarinnen und Bibliothekare, die mir gegenüber wirklich eine immense Geduldsarbeit geleistet haben, da sie sich wirklich, wirklich viel Mühe mit mir gegeben haben. Seither habe ich eine große Liebe zu Büchern und dabei oft mehr zu den Objekten als zu deren Inhalten. Da ich aus einer Familie stamme, die geflüchtet ist, waren Bücher, als wir hier in Deutschland ankamen, immer eine Art von Statussymbol, die man für sich erobert hatte und in seine Wohnung stellte. Deshalb hatte ich irgendwann bei mir zu Hause stapelweise Bücher stehen. Und mit der Zeit sind daraus Bücherberge entstanden, durch die ich mich immer wieder selbst aufbauen konnte. Und dann kam die Stadtbücherei Stuttgart hinzu. Ich habe dort mal direkt gegenüber gewohnt, in Laufweite, keine 100 Meter entfernt. Und auch die Landesbibliothek Stuttgart kam

dazu, in der ich rauchen konnte, was großartig war. Das heißt ich konnte rauchen und zugleich Bücher bestellen, recherchieren, lesen und einfach in der Bibliothek arbeiten und dazu einen Kaffee trinken. Für mich war es eine richtige Katastrophe, als dann das Rauchverbot aufkam.

Bestimmt war es auch eine Katastrophe, als Ihre Eltern in den 1970er-Jahren während des Afghanischen Kriegs nach Deutschland flüchteten und so von Heimat- und Wohnungslosigkeit betroffen waren ...

Als meine Eltern in Deutschland ankamen, haben sie damals zunächst in Flüchtlingsunterkünften gelebt, in Frankfurt beispielsweise auf einer Art Boot. Der Antrag auf Asyl war relativ schnell durch und meine Eltern konnten in Aachen studieren. Dort waren sie dann in einem Studentenwohnheim, zunächst in Aachen, dann in Erkelenz untergebracht, wo ich zur Welt gekommen bin. Dieses große Vermissen und Kämpfen in einem fremden Land anzukommen, bekommt man schon mit. Es ist wichtig, sich dabei eine neue Sprache zu erobern und so auch seinen Platz in der Gesellschaft zu finden. Deshalb haben meine Eltern relativ schnell und intensiv die deutsche Sprache gelernt. Ich schreibe das heute den beiden einfach nur zu Gute, denn sie waren sehr umtriebig und haben relativ früh angefangen, sich über ihre Arbeit und ihren Fleiß zu definieren. So haben die beiden es innerhalb einer Generation geschafft, sich von der Unter- in die Mittelschicht zu manövrieren.

Flüchtlingsunterkünfte und Studentenwohnheime – beides beengte Wohnräume ...

Meine Liebe zu den Büchern ist nicht von meinen Eltern »vererbt« worden, auch wenn beide studiert haben. Sie sind zwar beide Akademiker aber keine Intellektuellen. Und so gab es bei uns nur ein Buch – das war der Koran. Und später gab es dann ein paar wenige religiöse Bücher drum herum, aber daraus ließen sich bei uns keine Bücher zu einer Bibliothek aufstapeln. Die Eltern eines Freundes hatten eine eigene Bibliothek mit einer kompletten 24-bändigen, ledergebundenen Brockhaus-Enzyklopädie. Das war für mich unglaublich, in diesen großen



Literatur statt Party: In seiner Jugend war Burhan Qurbani häufig in Bibliotheken – auch in der Stadtbibliothek Stuttgart (oben). Den 24-bändigen Brockhaus der Eltern eines Freundes bewunderte er sehr.

Wohnungsraum zu kommen, der von unten bis oben mit Büchern zugestellt war. Das war für mich wie ein kleines Paradies.

Haben Ihre Eltern damals neben besserem Wohnraum auch etwas anderes vermisst?

Ich glaube, was meine Eltern damals eher vermisst haben, war neben der Sprache und ihrer Familie ein sinnliches Verhältnis zur eigenen Heimat. Heimat ist die Luft, die Sonne, der Boden, das Essen. Für meine Mutter schmeckt beispielsweise hier in Deutschland keine Frucht so süß wie in Afghanistan und kein Gemüse ist so saftig und die Sonne nicht so strahlend. Was meine Eltern damals sehr vermisst haben, war eine Art Sensorik, die ihnen verloren gegangen ist. In meinem Film beschreibe ich deshalb ganz stark das Verhältnis zur Sprache. Im Roman kommt Franz Biberkopf aus dem Gefängnis, ist körperlich impotent und holt sich seine Potenz über eine Vergewaltigung wieder. Das haben wir im Film so nicht wiedergegeben. Wir haben zwar auch mit einer körperlichen Impotenz gearbeitet, die aber daher kommt, dass er weder Heimat noch Sprache, noch Sicherheit, noch Selbstverständlichkeit hat. Diese will er aber für sich zurückbekommen und sie wird ihm zwar von den anderen Antagonisten zurückgegeben, aber als ein sehr bitteres Geschenk. Doch



als er die Sprache lernt, wird er wieder potent. Er ist wieder »empowered«, ermächtigt, in dem Moment, in dem er sich die Sprache wieder zurückholt.

Franz, wie auch Francis, sind beide nicht nur impotent, sondern auch wohnungslos. Und es gibt nicht nur diese körperliche, sondern auch eine geistige Obdachlosigkeit ...

Die körperliche und geistige Obdachlosigkeit sind die beiden großen Parallelen, die ich in diesem Roman sehe und adaptierte. Aber ich finde »Obdachlosigkeit« ist hier ein falsches Wort. »Ortlosigkeit« ist ein viel spannenderer Begriff. »Obdach« kann man immer wieder finden, aber das heißt noch lange nicht, dass man einen Ort für sich gefunden hat, der einem gehört oder aus dem heraus man sich identifizieren kann. Diese Ortlosigkeit, das ist das für mich verbindende Element des Romans. Da dieser »Berlin Alexanderplatz« heißt, geht es für mich auch um den physischen Ort des Alexanderplatzes und es geht um den gesellschaftlichen Ort. Der



Im Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin hat Qurbani viel Material zum Werk von Alfred Döblin erhalten – damit gearbeitet hat er dann doch lieber zu Hause.

Alexanderplatz als Mittelpunkt von Berlin, Berlin als Mittelpunkt von Deutschland, Deutschland als Mittelpunkt von Europa und damit verbunden die Sehnsucht nach der Mitte der Gesellschaft, das Verlangen in der Mitte der Gemeinschaft dabei sein zu wollen. Sowohl Franz Biberkopf, der aus dem Gefängnis kommt als auch mein Francis, der aus dem Meer kommt, haben diese große Sehnsucht bzw. wie Adorno sagen würde »die große Hybris«, sich nach dieser Mitte der Gesellschaft zu sehnen und dann daran zu zerbrechen, da diese Hybris es ist, die den Teufel anzieht.

Schaut man auf Ihr filmisches Werk, lässt sich da sagen, dass sich ihre früheren Filme und auch aktuell »Berlin Alexanderplatz« vor allem mit dem Leben am Rande der Gesellschaft befassen?

Ja, das stimmt und die ersten Szenen in unserem Film »Berlin Alexanderplatz« spielen tatsächlich irgendwo in den Berliner Wäldern an den Grenzen zu Brandenburg. Und peu à peu arbeitet sich Francis in die Mitte der Stadt hinein. Auch Döblin erzählt von außen nach innen, wie auch wir in unserem Film – das wird relativ deutlich. Und beide Charaktere, der eine als Tagelöhner, der andere als Illegaler, beide als Kleinkriminelle und beide in ihren Paralleluniversen, gehören zum Rand der Gesellschaft.

Franz und Francis befinden sich immer wieder auf Abwegen, nehmen Umwege: Was können Bibliotheken

unserer heutigen Gesellschaft außer »Bibliotheksweisheit«, wie Döblin es nennt, bieten, damit den Menschen ein Weg zur Mitte ermöglicht wird?

Ich glaube, was ich immer an Bibliotheken mochte, war nicht die Tatsache, dass einem alles Wissen zur Verfügung steht und dass dieses Wissen jederzeit abrufbar ist, indem man zum Regal geht, das Buch rausrückt und es aufschlägt. Das kann ich inzwischen auch digital machen. Aber was ich im Digitalen nicht habe, ist dieser Ort der Ruhe und die Möglichkeit, sich ohne Ablenkung jeglicher Art in ein Stück Literatur, ob das nun Fachliteratur oder Schöne Literatur ist, zu vertiefen und Stunden mit Büchern zu verbringen, statt im Internet zu surfen und ständig von einem zum nächsten zu stolpern und damit komplett seinen Fokus zu verlieren. Ich denke die Bibliothek ist ein Ort der Einkehr und das ist das, was vor allem junge Studentinnen und Studenten in die Bibliotheken treibt. Sie kommen dort nicht nur günstig an Bücher, sondern können auch in Ruhe arbeiten. Nach einem solchen Ruheort sehne auch ich mich. Leider darf ich dort aber ja nicht mehr rauchen, weshalb ich in Bibliotheken nicht mehr arbeiten kann.

Sind Bibliotheken Ihnen gegenüber gescheitert oder gibt es nicht doch eine Bibliothek, die Ihnen persönlich diesen Ort der Einkehr

beziehungsweise Ruhe trotz Rauchverbot bietet?

Seit dem Rauchverbot arbeite ich tatsächlich nicht mehr in der Landesbibliothek von Württemberg und auch in keiner anderen Bibliothek mehr. Zwar habe ich über eine Freundin ziemlich viel Material zum Werk von Döblin im Grimm-Zentrum der Humboldt-Universität zu Berlin beziehen können, aber da habe ich nicht gearbeitet. Da ich bibliophil bin und dann ein Punkt in meinem Leben kam, ab dem ich es mir leisten konnte, Bücher zu kaufen, wurde es für mich viel reizvoller, die Bücher zu besitzen, statt sie dann zähneknirschend einer Bibliothek zurückgeben zu müssen.

Gibt es andere Werte, die für Sie nicht verhandelbar sind?

Das sind die Grundwerte unserer parlamentarischen Demokratie, alle Artikel des Grundgesetzes vom ersten Artikel der Würde des Menschen bis zum Artikel 16 des Asylrechts und alles dazwischen, Versammlungsfreiheit, Pressefreiheit, Freizügigkeit, Religionsfreiheit und so weiter. In unserer humanistischen und pluralistischen Gesellschaft sind diese Werte nicht verhandelbar. Die Frage ist, ob wir zu jeder Zeit in der Lage sind, dieses Ideal, das uns unser Grundgesetz mitgibt, auch leben und verteidigen zu können. Eine Frage unseres Films war, wie es ist, wenn man in Deutschland ein sogenannter »Illegaler« ist? Wir fragten uns, was das bedeutet und mit welchen Problemen man dann leben muss? Wir haben uns deshalb entschieden, aus Döblins Roman eine Art »Crime Story«, um es im amerikanischen Genre zu sagen, beziehungsweise einen »Gangsterfilm« in Anlehnung an die Gangsterfilme der 1960er- und 1970er-Jahre, wie »Der Pate« oder später »Good Fellas« und »Scarface«, zu machen. Deren Filmemacher haben es geschafft, diesen Raum des Gangstermilieus, in dem die Grundrechte nicht mehr gelten, als einen eigenen Ort zu beschreiben, der der Gesellschaft einen Spiegel vorhält, wo sie versagt und wo sie einem Menschen die Möglichkeit zu einem Wiedereinstieg bietet. Denn wenn jemand mal ausgestiegen ist oder seine Papiere verloren hat, dann ist es trotz aller Grundrechte sehr schwer, wieder in die Mitte der Gesellschaft hineinzukommen.

Welche Rolle spielt für die Gesellschaft eine Bibliothek als soziale Einrichtung, als öffentlicher Raum oder als Treffpunkt für die Bürger?

Als ich aufgewachsen bin, hatten wir kein Internet. Wir hatten keine Möglichkeiten, an umfassende Informationen zu kommen, es sei denn, man hatte Stunden in Bücherläden verbracht, bis man da rausgeschmissen wurde. Deshalb sind für mich Bibliotheken ein Grundpfeiler des demokratischen Rechts. Wir leben in einer Demokratie, die erst mal nicht verlangen kann, dass ihre Mitglieder demokratisch sind. Dafür bräuchte es für jeden eine demokratische Grundausbildung. Diese kann aber auch nur gewährleistet sein, wenn die Zugänge zu Bildung und zur Informationsbeschaffung gegeben sind. Ich weiß sehr zu schätzen, dass meine Eltern mich mit einer Faszination für Bücher ausgestattet haben, obwohl sie aus einem »Dritte Welt Land« kamen, in dem es diese Möglichkeiten nicht gibt. Und in eine Bibliothek zu gehen, die vollgestopft ist mit Büchern, die für mich als Kind zu hundert Prozent abrufbar waren und das ohne Kosten, hatte auch einen Wert. Insofern ist eine Bibliothek einer der Grundpfeiler jeder demokratischen Gesellschaft. Ich glaube nicht, dass so etwas das Internet bieten kann, weil die Währung, mit der im Internet gehandelt wird, Aufmerksamkeit ist. Aber wenn ich eine Information sauber absorbieren will, benötige ich Ruhe.

Die bibliothekarische Berufsethik beinhaltet unter anderem die kulturelle Teilhabe, den freien Informationszugang und die Möglichkeit zur Meinungsbildung, aber Obdachlose werden von der Security aus dem Lesesaal verwiesen ...

Ganz ehrlich, ich sehe auch nicht die Aufgabe von Bibliotheken darin, Obdachlosenhilfe zu leisten. Ich sehe vor allem ihre Aufgabe in der Jugendarbeit, also junge Leute an Bildung und ans Lesen heranzuführen – vielleicht damit sie dann nicht irgendwann obdachlos werden. Es ist also ihre Aufgabe, Jugendlichen ein »intellektuelles Obdach« zu bieten. Aber das ist natürlich etwas, das zuerst von den Eltern

Ihre Meinung: Welche Schwierigkeiten hatten Sie im Homeoffice während des Lockdowns? Schreiben Sie an: bub@bib-info.de

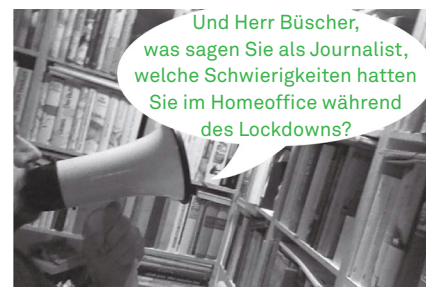
kommen muss. Ich glaube, dass die meisten Kinder nicht originär auf die Idee kommen, in einer Bibliothek abzuhängen, weil es dort total geil ist und das neuste Buch von XY zu lesen ist. Das passiert einfach nicht. Da sind Bibliotheken auch von etwas abhängig, was sie selbst nicht produzieren können. Sie können nicht die Lesebegeisterung von Eltern erschaffen. Da frage ich mich, wie die Zukunft der Bibliothek aussieht? Ich weiß nicht, ob beispielsweise die Robotik oder die Künstliche Intelligenz die Lösung ist? Ich glaube, es muss eine viel engere Verknüpfung von Schulbetrieben mit Bibliotheken geben. So wie das Filmen ein Unterrichtsfach in den Schulen sein sollte, glaube ich, so sollte auch Medienadaption ein Fach sein. In diesem Fach sollten Fragen aufkommen, wie beispielsweise: Wie gehe ich mit Medien um? Wie lese ich Zeitungen, wie Bücher, wie schaue ich mir Medienberichte an? Wie recherchiere ich in einem Katalog einer Bibliothek? Das alles muss Unterrichtsstoff von Schulen sein und es muss eigentlich ständig mit den Schülern in Bibliotheken ein- und ausgegangen werden, damit sie wissen, woran sie sind. Doch all das wird niemanden dazu bringen, ein Buch zu lesen. Das können einem nur die Eltern mitgeben und zusammen mit ihren Kindern leisten. Seit »Harry Potter« habe ich es nicht erlebt, dass es noch mal so einen Hype gab, dass Kinder einen Achthundertseitenwälzer lesen.

Da Sie den Schulunterricht ansprechen: In den eigenen vier Wänden »Homeschooling« in Einklang mit »Homeoffice« zu bringen, ist für viele gerade ein wichtiges Thema ...

Sowohl »Homeschooling« als auch »Homeoffice« sind übergangsweise derzeit etwas, das absolut nötig ist. Vielleicht wäre es langfristig wichtig, wenn man hier ein System aufbaut, in dem man genau weiß, wann der Arbeitstag zu Ende ist und wann er anfängt. Aber grundsätzlich, diese Aufgabenteilung und diese örtliche Verteilung von Unterricht und Wohnen, von Arbeiten und Wohnen, von Ausbildung und wohnen, macht Sinn. Es gibt durchaus Eltern aus meinem Umfeld, die in der Lage sind, Homeoffice zu betreiben. Aber Menschen, die mit Kindern in einer Dreiraumwohnung in der Platte wohnen, die können das nicht. Nicht weil ihnen die intellektuellen

Kapazitäten fehlen, sondern weil sie nicht die zeitlichen und räumlichen Kapazitäten haben, weil sie kein ausreichendes Internet haben, weil sie vielleicht keinen geeigneten Rechner haben. Das Homeoffice wird derzeit aus einer sehr privilegierten Sicht heraus betrachtet. Und ich finde den Aspekt der Vereinbarkeit von Schule und auch Beruf passt hier nicht. Ich hatte immer gute Lehrer, doch das kann man nicht voraussetzen. Ich konnte mich mit meinen Mitschülern treffen und mich an meinen Lehrern reiben. Und das kann das »Zuhause« einfach nicht leisten, weil man am Ende mit seinem Vater, seiner Mutter und seinen Geschwistern da sitzt, aber der soziale Austausch mit den Lehrern und Mitschülern nicht da ist. »Homeschooling« und »Homeoffice« werden niemals den Unterrichtsraum und den Arbeitsplatz ersetzen. Wir Menschen brauchen den sozialen Ort, an dem wir uns treffen, an dem wir gemeinsam Zeit miteinander verbringen. Wir sind soziale Wesen. Ich merkte kurz nach dem Corona-Lockdown, dass ich persönlich soziale Schwierigkeiten hatte. Ich war beispielsweise total angestrengt und ich bekam nach einem Zwanzigminutengespräch wie diesem hier immer wieder das Bedürfnis, gleich wieder nach Hause gehen zu wollen. Deshalb glaube ich auch, dass es diese große Sehnsucht nach dem wieder Rausgehen gibt, um sich zu treffen, sich zu unterhalten und das vielleicht auch auf die Gefahr hin, sich anstecken zu können, was ich verantwortungslos finde. Aber ich verstehe dieses Bedürfnis. Und genauso ist es mit der Schule und der Arbeit: Die Kinder müssen in die Schule, die Menschen zur Arbeit. Doch Voraussetzung ist, dass dabei alles sehr sicher sein muss.

Herr Qurbani, ich danke Ihnen.



Freuen Sie sich auf die nächste Folge von »Wissen fragt ...?«. Fotos: Dirk Wissen